

begraben. Blumen und Trikorebänder schmückten das Grab des gefallenen Helden. In tiefer Trauer kehrten die Rümelingen nach Montmelard zurück und wurden noch am gleichen Tag in die reguläre französische Armee übernommen.

Durch Pillys Tod war die Moral von Jacques und Henri John stark angeschlagen. Sie gaben das blutige Kriegshandwerk auf. Jacques erreichte am 23. Oktober 1944 glücklich die Heimat. Henri blieb bis zum Mai 1945 bei der Familie Villécourt. Dann begab er sich nach Lyon, wo ein luxemburgisches Rapatriierungsbüro funktionierte und erhielt Reisepapiere. Zusammen mit einem jüdischen Flüchtling aus Esch-Alz. gelangte er nach Paris. Im Cynodrome von Courbevoie hatten die französischen Behörden ein gewaltiges Durchgangslager für Heimkehrer aus aller Herren Länder eingerichtet.

Acht Tage mußte der Luxemburger hier ausharren. Die Atmosphäre war ungut. Man stahl Henri die Koffer mit den Kleidern. In Pullover und Hose gelangte er am 15. Mai 1945 nach Luxemburg. Ein Armeefahrzeug brachte den Heimkehrer vom Rapatriierungszentrum im Cercle-Gebäude bis nach Kayl. Weiter fuhr der Wagen nicht. - Henri war Ungemach gewohnt. Er marschierte an der Bahnhalle entlang und erreichte über Tetingen sein Heimatsstädtchen Rümelingen. Die Familie John feierte frohes Wiedersehen mit dem Sohn, der seine Kriegs-Tour-de-France glücklich beendet hatte. Von den sechs Söhnen und drei Töchtern fehlte nur Bruder Léon. Er hatte den Weg nicht heimgefunden und war am 22. Dezember 1944 in Ungarn gefallen.

☆☆☆

Josy Kemp (geb. am 23. Dezember 1923) war als Anknüppler im Rümelinger Grubenbetrieb Hoffmann beschäftigt, als er am 15. Februar 1943 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Sein Leidensweg begann im RAD-Lager Wollstein in der Nähe des Obra-Bruchs, südwestlich von Posen. Hier standen noch viele andere Luxemburger „jungen“ im Arbeitseinsatz, unter ihnen der Rümelinger Junglehrer Camille Felgen. Die Grundausbildung war militärisch. Die RAD-Männer besaßen Karabiner, mit denen sie regelmäßig Schießübungen durchführten. Der Arbeitseinsatz bestand hauptsächlich im Auslegen von Sandböschungen mit Rasenplaggen. Dem kräftigen jungen Bergmann Josy Kemp fiel die Arbeit nicht allzu schwer. Die Vormänner hetzten selten, und die deutschen RAD-Männer aus Dortmund waren knapp 17 Jahre alt. Die Luxemburger machten aus ihrer Antinazigesinnung kein Hehl. Ein Hitlerbild wurde verbrannt. Die Luxemburger Arbeitsmänner „sangen das Requiem“ dazu. Sanktionen gab es keine.

Am 5. Mai 1943 kehrte Josy nach Rümelingen heim. In den wenigen Tagen seines Heimataufenthalts konnte der Zwangsrekrutierte keine Verbindung zur Resistenz herstellen, die ihm ein Untertauchen ermöglicht hätte. Bereits am 10. Mai 1943 trat Josy den Weg in die Wehrmacht an. Einen ersten Aufenthalt hatte er in Trier, wo er mit vielen andern Luxemburger Wehrpflichtigen in einer Kaserne übernachtete. Dann brachte ihn ein Sonderzug mit

seinen zwangsrekrutierten Kameraden nach Prenzlau in der Nähe von Stettin. Er kam zur Ersatz- und Ausbildungsabteilung eines motorisierten schweren Artilleriebataillons.

In jedem Block der neugebauten Kaserne befand sich eine Batterie. Josy gehörte der vierten an. Auf seiner Stube wurde nur luxemburgisch gesprochen. Das mißfiel den Unteroffizieren sehr. Die sechswöchige Infanterieausbildung war hart. Dann folgte die Unterweisung der jungen Kanoniere an den 10,5 cm Langrohr-Geschützen. Das Auf- und Abprotzen der schweren Kanonen erforderte kräftiges Zupacken. Die harten Luxemburger Fäuste schafften das spielend. Sie konnten auch kräftig zuschlagen, wenn ein Deutscher den starken Mann markierte. Das merkten die großmühtigen Ausbilder bald. Josy Kemp, der mit Maschinen umgehen konnte, wurde zum Fahrlehrer auf den großen „Raupenschlepper Ost“ (RSO) abgestellt. Die RSO besaßen Stahlketten, wodurch sie sich von den Zugmaschinen (ZKW) unterschieden, die vorne zwei Räder und Ketten mit Gummibelag hatten.

Der Sommer in Polen war trocken und heiß. Die Hitze flirrte über dem Land. Anfang Juli trafen neue Rekruten in der Kaserne ein. Für die Kanoniere, die im Mai eingetrockt waren, wurde der Dienst ruhiger. Erstaunlicherweise waren die hochgewachsenen Luxemburger fast alle bei den Kraftfahrern untergekommen. Die kleineren Deutschen rackerten sich weiter an den Geschützen ab. Prenzlau war eine Garnisonsstadt mit Kinos und Gaststätten jeder Art. Doch die Luxemburger Kanoniere hielten sich abseits und pflegten keine Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung. Berlin war nicht allzu fern. Wenn die Reichshauptstadt bombardiert wurde, standen Feuerbrände am Himmel und waren bis Prenzlau sichtbar. Löschzüge, zu denen auch Luxemburger Soldaten kommandiert waren, fuhren von Prenzlau nach dem brennenden Berlin, um bei der Eindämmung des Flammenmeeres mitzuwirken.

Im Herbst 1943 wurde Josy mit einem Halsgeschwür für drei Wochen ins Lazarett Prenzlau eingeliefert. Danach mußte der Genesende sofort in die Kaserne zurück. Auf einem Truppenübungsplatz fanden Schießübungen und Kriegsspiele statt. In den sandigen Tannenwäldern der Uckermark donnerten die Kanonen. Ein Vorgeschmack des Krieges! Die Soldaten hausten in Zelten. Der nahe Winter streute Reif über Wiese und Feld. Anfang Dezember erhielt Josy drei Wochen Frontabstellungsurlaub. Der Zwangsrekrutierte freute sich mächtig und reiste über Berlin in Richtung Heimat. Dort gab es ein rauschendes Wiedersehen. Zur Fahnenflucht bot sich keine Möglichkeit. Josy fuhr nach Prenzlau zurück.

Zwei Tage nach dem Weihnachtsfest war der Marschbefehl zur Ostfront da. Fünf Luxemburger Zwangsrekrutierte (unter ihnen Josys Freund Michel Kieffer) und fünf Deutsche bestiegen mit einem Unteroffizier den Zug nach Wien. Hier wurde ein großer Front-Konvoi zusammengestellt. Es hieß warten. Der Gradierte war ein verständnisvoller Soldat und machte sich trotz strengen Verbots mit seinen Leuten in Wien zum Jahresabschluß einige gute

Tag. Dann war der Truppentransport fahrbereit, und der Zug verließ die Hauptstadt der „Ostrmark“ in Richtung Odessa.

Endlos dehnte sich das Schienenband in die Schneeweiten des Ostens. Die kleinen ukrainischen Bahnhöfe sahen putzig aus mit ihren weißen Pudeleimützen auf den niedrigen Dächern. Die Russen waren freundlich. Es herrschte noch irgendwie Wehnschauerstimmung. Der Schnee fiel in glitzernden Wattebüscheln. Die russischen Bauern boten Enten, Hühner, Eier und Butter zum Kauf an. Deutscher Zwirn war sehr gefragt, auch Feuerzeuge und Tabak. Das Tauschgeschäft blühte. Eine Woche dauerte die Fahrt durch die verschnettete Ukraine. Unterwegs stiegen immer mehr Soldaten aus. Sie waren am Ziel. Der lange Transportzug wurde allmählich kürzer. Josy und seine Kameraden blieben im letzten Wagen, der an einen Munitionszug angehängt wurde.

Kriegshafen Odessa! Eine fremdartige Stadt an jenem fernen Meer, das man das „Schwarze“ nannte. Josy und seine Kameraden charterten einen Panje-Wagen und auf gings mit dem schweren Marschgepäck ins Frontabstellungslager Odessa. Zwei Tage erholten sich die Kanoniere von den Reisezäpaz. Dann brachten Armelastwagen die Truppe bei Nikolajew über den ukrainischen Bug. In der dortigen Einheit wußte man nichts mit den Neuzugängen anzufangen. Also zurück nach Odessa! Auf der Krim saßen die Deutschen fest. Die Halbinsel war auf dem Landweg nicht mehr zu erreichen. So mußten die Ersatztruppen eingeflogen werden.

Zwei Tage später, als über Odessa der Morgen graute, wurde die Einheit auf einen Flugplatz am Schwarzen Meer gebracht. Ju 52-Transportflugzeuge warteten dort, um die Soldaten auf dem Luftweg in die abgeschliffene Krim-Halbinsel zu bringen. Jeweils 25 Mann schluckte die geräumige Maschine, in deren Bauch es keine Sitze gab. Gemütlich schaukelte die „gute Tante Ju“ über den Wellen des Schwarzen Meeres in Richtung Krim. So erhielt Josy seine Luftaufe. Die Ju 52, die in einem größeren Verband flog, schlug einen weiten Bogen nach Süden, um den russischen Jagdflugzeugen zu entgehen. Zweieinhalb Stunden dauerte der Flug, dann landeten die Maschinen auf einem holperigen Feldflugplatz am Fuße des Jaila-Gebirges.

Mit LKW's wurden die Ersatztruppen nach der Krimhauptstadt Simferopol gebracht. Auf der Halbinsel herrschte Frühlingswetter. Und doch war es erst Januar. Die Front grollte. Am Himmel witterleuchtete es. Josy ging mit drei anderen Luxemburgern, Mich. Kiefer, Vic. Kiefer und Sesto Catani, bei Tschulka, am großen Tarenwall, in Stellung. Die eingekesselte deutsche Heeresgruppe kämpfte Seite an Seite mit rumänischen Regimentern und wehrte sich verzweifelt gegen die russische Übermacht. Im Gegensatz zu den schmalen Tagesrationen der feldgrauen Soldaten ließ die Verpflegung bei den Rumänen nichts zu wünschen übrig. Dann und wann preschten malerische tatarische Reitergestalten in deutschen Uniformen vorbei und verschwanden zwischen den Fronter. Russische Hiwis (Hilfswillige) sorgten für den Nachschub, der immer knapper wurde.

Die Ostlandschlepper, die von den Luxemburgern übernommen werden sollten, waren eingegraben. Die dazugehörenden Geschütze standen etwas abseits in Prozenstellung. Schweres russisches Feuer gewitterte über der Batterie. Von nun an gab es häufig Stellungswechsel. Josy steuerte einen RSO. Wenn er als Fahrer nicht gebraucht wurde, mußte er nachts mit Lichtvermessungsstrups hinaus bis zum VB (vorgeschobener Beobachter), um die Stellung der Infanterie zu orten. Das war gefährlich. Friedlicher ging es beim Bunkerbau zu in den rückwärtigen Auffangstellungen. Das Wetter war launisch. Ende Februar 1944 tobte drei Tage lang ein verspäteter Schneesturm über die Krim. Dann setzte Tauwetter ein. Die Schlepper standen knietief im Wasser. Josy hatte alle Hände voll zu tun, um seinen RSO fahrbereit zu halten. Mitte April griffen die Russen aus Richtung Feodosia an und brachen durch. Der Materialeinsatz war ungeheuer. Die deutsche Infanterie flutete zurück und setzte sich zum Kriegshafen Sewastopol ab.

Josys Artillerie-Einheit kämpfte auf verlorenem Posten. Der russische Granathagel jagte die Batterie in immer neue Feuerstellungen. Die Luxemburger RSO-Fahrer hatten ihre Schlepper verloren. Die Geschütze mußten zurückgelassen werden. Ein Strom Versprengter aller Waffengattungen drängte in die Hafenanlagen. Russische Partisanen feuerten aus den Fenstern der Wohnhäuser. Deutsche Art nahm die „Partisanennester“ unter direktem Beschuß. Dächer hoben sich. Gebäude stürzten ein wie Kartenhäuser. Tote starteten mit glasigen Augen in den brennenden Himmel. Visionen der Hölle!

Da Josys Einheit sämtliche Geschütze verloren hatte, wurden die Artilleristen als Grenadiere in die vorderste Linie geworfen. Sie schwärmten gegen einen Bahndamm, hinter dem die Russen saßen. Granatwerfersalven mähten die deutschen Schützenketten nieder. Deckung war wenig vorhanden. Todesangst saß den Infanteristen kalt im Nacken. Schlortend drängten sich die Männer in den flachen Gräben zusammen. Die Stalinorgel röhre. Einschläge fuhren über Soldatenleiber, schleuderten Menschen fort, rissen Fahrzeuge in die Luft. Pferde gingen in die Knie. Ein gewaltiger Koffer rauschte heran. Josy hörte den Einschlag nicht mehr. Ein Erdschleier stob vor ihm auf. Wie ein Kosakensäbel sauste es dem Zwangsrekrutierten rechtsseitig über die Glieder. Handbreite Splitter rissen Josys Arm und Bein in blutige Fetzen. Dann nichts mehr.

Sanitäter schafften den Schwerverwundeten auf den unterirdischen Hauptverbandsplatz in den Kasematten der Hafengebütungen von Sewastopol. In langen Reihen lagen Hunderte von Verwundeten, die nach den Ärzten jammernten. Josy war wieder bei Besinnung. Er hatte unmenschliche Schmerzen und blickte auf die blutige Masse seiner rechten Gliedmaßen. Knie- und Ellenbogengelenke waren vollständig vernichtet, der Fuß mit dem Stiefel abgetrennt. Ein Arzt kümmerte sich um den Luxemburger und sprach ihm Mut zu. Noch in der Nacht kam Josy auf den Operationstisch. Die Chirurgen sahen aus wie Metzger. Süßliche Chloroformdämpfe warfen den Verwundeten in tiefe Narkose.

Als Josy aus dem Operationssaal gebracht wurde, war es draußen hell. Rasende Schmerzen durchlohten seinen gemarterten Körper. Riesige weiße Verbände verdeckten die Stümpfe seiner rechtsseitigen Gliedmaßen. Josy war Doppelamputierter. Der rechte Arm und das rechte Bein waren fort. Jetzt erst erfasste der Verwundete, was mit ihm geschehen war. Ein furchtbarer psychischer Schock riß Josy in die tiefsten Abgründe seelischer Niedergeschlagenheit. Vor seinen schreckgeweiteten Augen stand grauenvoll das furchtbare Leben eines Schwertsbehinderten.

Sankas brachten die Verwundeten zum Flugplatz. Die Ju 52 waren zu fliegenden Lazaretten umfunktioniert worden. Brummend hoben sich die schweren Maschinen in die Lüfte. Josy hatte schrecklichen Durst. Er lag auf einer primitiven Bahre im Laderaum des Flugzeugs und verlor zeitweise das Bewußtsein. Der Flug war lang. Die Ju 52 flogen nach Constanza in Rumänien. Zum Weitertransport waren keine Maschinen vorhanden, auch kein Lazarettzug. Die Schwerverwundeten wurden in Viehwagen umgeladen und auf Strohlager gebettet. Auf den Holzplanken des schüttelnden Wagens konnte Josy nicht liegen. Sein verstümmelter Körper versank in den Qualen eines grauenhaften Martyriums.

Josy wandelte auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod. Deutsche Mitverwundete sprachen wohlgemeinte Worte des Trostes und der Zuversicht, die kaum Licht in die Schmerzensnacht des Zwangsoladaten trugen. Endlich hatte der Transportzug Bukarest erreicht. Die Verwundeten wurden ausgeladen und in ein rumänisches Lazarett gebracht. Deutsches Sanitätspersonal kümmerte sich um den Luxemburger. Auch aus dem linken Bein mußten Splitter entfernt werden. In Bukarest gab es häufig Fliegeralarm. Die Erdölfelder von Ploesti waren nahe und wurden von den alliierten Flugzeugen laufend bombardiert. Dann mußten die Schwerverwundeten in die feuchten Kellerräume, wo sie stundenlang auf ihren Matratzen ausharrten.

Zwei Monate blieb Josy in Bukarest. Mitte Juni 1944 brachte ihn ein Lazarettzug nach Brünn in der Tschechoslowakei. Es vergingen nochmals zwei Monate. Mit eiserner Energie suchte Josy das Leben zu meistern. Er schrieb und aß bereits mit der linken Hand. Der Tagesablauf brachte immer neue Probleme. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete das An- und Auskleiden. Doch der Doppelamputierte haderte kaum mit dem Schicksal. Geduldig trug er sein schweres Los und entwickelte eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit.

Josy stellte einen Verlegungsantrag nach Luxemburg. Zwei Sanitäter begleiteten den stark abgemagerten Kriegsverehrten in Richtung Heimat. Der eine trug den verwundeten Kameraden, der andere sorgte für den Koffer. Josy wurde ins Lazarett des Konvikts in Luxemburg eingeliefert. Luxemburgische Krankenschwestern umbegaben ihn mit liebevoller Fürsorge. Eltern, Verwandte und Freunde besuchten ihn. Die Wiedersehensfreude war groß. Doch es gab auch Stunden schlimmster Verzweiflung. Die Luxemburger Mitverwundeten im Konvikt, unter ihnen Romain Fandel, halfen ihm darüber hinweg, auch die

gute Schwester Clara, die jeden Morgen von den Luxemburgern mit einem lautstarken „Moië Schwester Clara“ begrüßt wurde.

Josy Kemp war Realist. Er machte sich nichts vor und wußte genau wie furchtbar das deutsche Tranchiermesser an seinen Gliedmaßen gewürt hatte. Neue Operationen drängten sich auf. Ein deutscher Militärchirurg kürzte nochmals die Knochen und vernähte die Stümpfe. Josys Bruder Hary Kemp stand nun auch als Zwangsrekrutierter irgendwo in fremdem Land. Josy dachte oft an ihn. Hoffentlich blieb Bruder Hary das harte Schicksal eines Kriegsverehrten erspart!

Als die Nazis Ende August 1944 in Luxemburg Leine zogen, saß Josy im Konviktsgarten und freute sich. Er erhielt Urlaub nach Rümelingen und sollte einmal pro Woche zur Nachbehandlung im Lazarett erscheinen. Im Durchgang der ersten Septembertage gab es keine Zugverbindungen nach Rümelingen. Auch ein Taxi war nicht aufzutreiben. Ein deutscher OT-Mann aus Nennig, der in Öttingen bei der Anlage unterirdischer Rüstungslager tätig war, holte Josy mit einem OT-Dienstwagen in Luxemburg ab und brachte den Schwerekriegsverehrten in die Heimatstadt.

Als am 10. September die Glocken der Freiheit läuteten, saß Josy mit seinem Vater auf der Ruhebank vor der Haustür im Langengrund. Beide horchten auf die Freudrufe fern und nah. Die Heimat war frei. Josy Kemp hatte seine gesunden Glieder geopfert. Es war ein bitterer Preis.



Wie soviete Rümelinger Jungmänner war auch Fernand Gerson (geb. am 19. Juli 1921) zur Zeit seiner Einberufung im lokalen Bergbau tätig. Zuerst arbeitete er als Pferdejunge, dann als Ankuppler. Zweimal wurde er vom RAD zurückgestellt. Dem dritten Einberufungsschreiben mußte er Folge leisten. Zusammen mit einer größeren Anzahl Luxemburger „Jungen“ fuhr er am 19. Februar 1943 in Richtung Polen ab. Als die RAD-Pflichtigen im Grenzbahnhof Wasserbillig ankamen, wehte plötzlich die Nationalfahne aus Fernands Abteilfenster. Der „Peterwon“ schallte über den Bahnsteig. Die deutsche Bahnpolizei griff ein, beschlagnahmte eine Anzahl Wehrpässe und verabschiedete den Wortführer eine gehörige Tracht Prügel. Damit schien der Zwischenfall erledigt. Doch, wie sich später erwies, war er keineswegs ad acta gelegt.

Fernand Gerson wurde mit ungefähr zwanzig anderen Luxemburgern dem RAD-Lager Lessen (Lasin), nordöstlich von Graudenz zugeteilt. Das Lager war im Aufbau begriffen. Während zwei Monaten half Fernand Zufahrtswege und Straßen bauen. Dann wurde er nach Danzig verlegt. Hier befand sich die „Arbeitsgruppe“, zu der die Lager an der Küste des polnischen Korridors gehörten. Überall gab es Luxemburger RAD-Männer, die dort in der erdfarbenen Uniform schufteten. In Danzig verging der dritte RAD-Monat.